

BERNWARD SCHNEIDER

Flammenteufel

Kriminalroman



Original

GMEINER



Als ich die Lietzenburger Straße erreichte, war es dunkel geworden, und in der wuchtigen Häuserfront, in die sich die schwarzgraue Fassade des Hotels Belvedere einreihete, brannten vereinzelt die Lichter. Es hatte zu regnen begonnen, und der Asphalt, über den die Limousinen rollten, schimmerte in einem finsternen Glanz. Auf der anderen Straßenseite ließ ein schwarzes Mercedes-Cabriolet, das mit laufendem Motor am Bordsteinrand gewartet hatte, die Scheinwerfer aufgleißen und fuhr mit hoher Geschwindigkeit in westlicher Richtung davon.

Die Rezeption in der Hotelhalle war von einer Gruppe Reisender umlagert, und da mich niemand beachtete, wandte ich mich nach links, wo ich nach ein paar Metern auf das Treppenhaus stieß, das sich um das schmiedeeiserne Gitterkleid des Fahrstuhlschachts herum nach oben wand und dessen Stufen ein roter Teppich bedeckte.

Auf dem Flur im dritten Stock brannte eine Art Notbeleuchtung. Einen Lichtschalter gab es nicht; jedenfalls konnte ich keinen finden. Ganz am Ende des Ganges entdeckte ich die Tür mit der Ziffer 303, die Alice Resow mir genannt hatte.

Auf mein Klopfen passierte nichts, und auch nach dem zweiten Anklopfen blieb die Aufforderung zum Eintreten aus. Ich senkte lauschend den Kopf und wartete, dass etwas geschehen würde, aber von drinnen kam kein Laut.

Schon in diesem Moment beschlich mich ein unbehagliches Gefühl. Das Gefühl war dumpf und stärker, als es dem Anlass entsprach. Es war nicht nur eine dunkle Ahnung, sondern die aus einem Wust vager Erinnerungen gespeiste Gewissheit, dass irgendetwas an meiner ganzen Unternehmung nicht stimmte.

Ich klopfte noch einmal lauter, aber alles blieb still.

Der Knauf an der Tür ließ sich drehen, sie war nicht verschlossen.

Ein schwacher Lichtschein fiel in den Flur.

»Frau Resow?«, rief ich und schob die Tür ein Stück weiter auf.

Es war kein kleines, aber dafür einfach und zweckmäßig eingerichtetes Zimmer mit soliden Möbeln, einem großen Doppelbett, einem Kleiderschrank, einer Art Schreibtisch mit Stuhl davor und an den Wänden hingen Bilder, deren Stil an Emil Nolde oder August Macke erinnerte. Das Bett war mit der Tagesdecke bezogen und ein paar Kleidungsstücke lagen darauf. Das Licht im Zimmer kam von der Ecktischlampe gegenüber dem Bett.

Fast war ich erleichtert, dass ich beim ersten Blick in das Zimmer niemanden sah. Schon wollte ich mich zurückziehen, um im Hotelrestaurant nach Alice Resow Ausschau zu halten, da wurde meine Aufmerksamkeit nach rechts zu einem Schatten gelenkt, der von dort unsichtbar nach mir zu greifen schien. Abrupt riss ich den Kopf herum und starrte in den Teil des Raums, der sich hinter meiner Schulter befand.

Alice Resow saß auf dem Boden, gerade aufgerichtet und mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. Eine Strähne des kastanienfarbenen Haars war ihr in die Stirn gerutscht, ihre grünen Augen blickten weit geöffnet in die Tiefe des Raums; eine gerade Nase, kleine, spitze Ohren, ein langer Hals – um diesen aber war ein Seidenschal geschlungen, dessen Enden an einem Gestänge befestigt waren, das zu einem Heizkörper gehörte, der sich neben ihr befand. Der Schal wirkte straff gespannt und der Glanz in den Augen von Alice Resow war erloschen.

Ich warf einen Blick zurück in den Gang. Überall

herrschte schummerige Finsternis. Nichts war zu hören und kein Mensch zu sehen.

Leise zog ich die Tür hinter mir zu; dann trat ich näher an die Tote heran.

Abgesehen von dem Schal war sie vollkommen nackt; und trotz des Schreckens, der mich gepackt hielt, konnte ich nicht übersehen, dass sie einen verdammt schönen Körper hatte.

Ich beugte mich zu ihr hinab. War sie denn wirklich tot? Ihre Augen – Augäpfel, Iris und Pupillen – blickten starr, unbeweglich. Ich hielt mein Ohr nahe an ihre stummen, halb geöffneten Lippen, fühlte den Puls an ihrem Handgelenk, aber es war kein Leben mehr in ihrem Körper; ich hatte mich nicht getäuscht.

Ich richtete mich wieder auf und blickte mich um. Ein Glück immerhin, dachte ich mit einem Anflug verspäteter Bestürzung, dass der Irre, der für dieses Geschehen Verantwortung trug, nicht mehr im Zimmer war.

Die Zeiger der Uhr an meinem Handgelenk zeigten halb acht. Vor einer knappen Stunde hatte Alice Resow mich angerufen. Es gäbe Ärger mit einem Freund, hatte sie mir am Telefon erklärt, und als ich erwiderte, dann solle sie besser die Polizei einschalten, hatte sie fast entrüstet reagiert und vehement bekundet, dass ihr die Polizei nicht helfen könne.

Mit fest aufeinandergepressten Lippen trat ich ans Fenster. Der Regen glitzerte silbern im Schein der Laternen und verschwand im Dämmer über dem Asphalt. Ein einsamer Fahrradfahrer stemmte sich gegen den Wind. Was sollte ich tun?

Noch vor wenigen Monaten hätte ich mir diese Frage nicht stellen müssen. Damals hätte ich die Rezeption verständigt und die Polizei gerufen, hätte den Beamten gesagt, was ich wusste, und wäre meines Weges gegangen; doch

in der heutigen Zeit ging das nicht mehr – vor allem nicht, soweit es meine Person betraf.

Seit mehr als einem halben Jahr war Adolf Hitler Kanzler des Deutschen Reiches, und seitdem er im Amt war, wusste man nicht, mit wem man es zu tun bekam, wenn man sich an die Polizei wandte; man konnte nicht sicher sein, ob es die richtige Polizei, die geheime Polizei oder gar die vornehmlich aus Schlägern der SA bestehende Hilfspolizei war, die die Sache übernahm.

Das allein hätte mich nicht schrecken müssen. Schlimmer war, dass mein Name auf einer schwarzen Liste stand. Ich hatte am eigenen Leibe erfahren, was es bedeutete, wenn man sich mit den Leuten anlegte, die nunmehr in Deutschland das Sagen hatten, und als ein gebranntes Kind war ich nicht erpicht darauf, dass sich die Erfahrungen, die ich hatte machen müssen, wiederholten.

Diffuse Gedanken, Fragen und Zweifel nagten an mir. War es ein Zufall, dass ausgerechnet mir diese Sache hier passierte? Konnte das Ganze womöglich eine Falle sein, die meine Widersacher mir stellten? Was, wenn Philipp Arnheim, der furchtbare Bankier, oder wenn mein Schwager Rudolf Mantiss, der ›Pharao der Loge der Brüder und Schwestern vom Licht‹, hinter der Sache steckten? Oder war das bloß ein abwegiger Gedanke? An und für sich war ich kein Mensch, der unter Verfolgungswahn litt, aber ich wusste, dass ich in dieser Stadt von wirklichen Dämonen umgeben war, und deshalb schloss ich inzwischen fast gar nichts mehr aus.

Mein Blick kehrte zu der toten Alice Resow zurück.

Ihr Gesicht war selbst im Tode noch schön, und auch der Hauch von Verruchtheit, der mir bei unserer einzigen Begegnung als Erstes aufgefallen war, haftete ihm noch an. Es sah fast so aus, als lächelte sie.

Sie hatte es hinter sich, ging es mir durch den Sinn, und

wieder einmal musste ich daran denken, wie richtig doch der Satz war, dass es nicht selten die Lebenden waren, die die Toten beneideten.

Mir war klar, dass ich schnell eine Entscheidung treffen musste, aber selbst hier im Zimmer, wo ich unbeobachtet war, musste ich aufpassen, dass ich keinen Fehler beging.

Wieder spähte ich durch das Fenster. Der Schein der hohen Laternen tauchte die Straße in ein diffuses Licht. Der Regen war stärker geworden, und die durch die Lichtkegel der Straßenlaternen eilenden Passanten wirkten schemenhaft.

Ein, zwei Minuten verstrichen, dann streiften die Lichter einer schwerachsigen schwarzen Mercedes-Limousine durch den Regen. Kurz darauf hielt der Wagen am Straßenrand; ungefähr an derselben Stelle, wo bei meinem Eintreffen vor dem Hotel das schwarze Cabriolet davongefahren war.

Auf beiden Seiten wurden die Türen aufgestoßen, zwei Männer in langen Mänteln, deren Gesichter durch Velourshüte verdeckt waren, stiegen in den lichterglitzernden Regen hinaus.

Ich blickte mich um. Wo im Raum hatte ich Fingerabdrücke hinterlassen? Aber machte es überhaupt Sinn, sie zu entfernen? Konnte ich ausschließen, dass mich jemand gesehen hatte, als ich hergekommen war? Wenn ich daher meine Anwesenheit im Hotel zu verbergen suchte und man später trotzdem herausfand, dass ich der Toten einen Besuch abgestattet hatte, machte ich alles nur noch schlimmer. Dann musste ich gar damit rechnen, dass man versuchen würde, mir einen Mord anzuhängen. Es gab Leute in meinem Umfeld, die sich für diese Gelegenheit geradezu bedanken würden. Nein, meine Anwesenheit zu vertuschen, wäre die schlechteste Wahl zwischen allen schlech-